

## Walter-Serner-Preis 2013 – Laudatio

Liebe Preisträgerin, sehr geehrtes Publikum,

mein Name ist Michael Wildenhain; ich bin in diesem Jahr der Gastjuror des Walter-Serner-Wettbewerbs bzw. -Preises gewesen und als solcher obliegt mir die angenehme Aufgabe, den Siegertext zu würdigen. Der Preis geht, es wurde schon gesagt, an Moira Frank, eine wirklich sehr junge Autorin, die, wie wir gehört haben, dennoch, trotz ihres Alters, mit der Verleihung von Preisen durchaus vertraut zu sein scheint.

Der diesjährige Walter-Serner-Preis wird ihr verliehen für die Erzählung „Unter Wasser“ Schon der Titel weist, wie Sie merken werden, auf die Vielschichtigkeit dieser kurzen, 7-seitigen Prosa hin; Vielschichtigkeit, darauf werde ich noch ausführlicher eingehen. „Unter Wasser“; eine Erzählung, ein Text, der gemeinsam mit 779 anderen (man kann es wirklich nicht oft genug betonen) eingereicht und anschließend, wie schon gesagt, anonymisiert wurde, sodass jede Möglichkeit, sich durch einen anderen Umstand als eben jene sieben Seiten Literatur für die Erzählung einnehmen zu lassen, von vornherein ausgeschlossen blieb.

Ohne jede Frage ist „Unter Wasser“ virtuos erzählt und ebenso fraglos ist dieser kurze Text sprachlich souverän geschrieben; und, ja, es gibt überdies eine Eigentümlichkeit, ein Stilmittel, das ihn gegenüber anderen hervorhebt, auffällig macht – während der Protagonist einen nicht ungewöhnlichen Namen, Leonid, trägt, heißt die zweite zentrale Figur nur „das Kind“ und es bleibt lange unklar, ob es sich um ein Mädchen oder einen Jungen handelt –; und, ebenfalls keine Frage, es findet sich außerdem ein sprachlicher Einfall, der auf ausgesprochen

schlichte, aber genau deshalb umso überzeugendere Weise darauf verweist, wie fremd sich die Hauptfigur, jener Leonid, durch seine neue Welt bewegt, die große Stadt, mit der er sich notgedrungen abfinden und in der zurecht kommen muss, ein sprachlicher Einfall, der Leonids Unbehaustheit, ohne sie auszustellen, auf eine sehr selbstverständliche und eben literarische Art kennzeichnet und den Leser schmunzeln lässt, obwohl man im gleichen Moment die Tragik spürt, die darin liegt, dass Leonid in seiner ihm fremden deutschen Umgebung kaum mehr Möglichkeiten, sich zu verständigen, zur Verfügung hat als die englische Floskel „I am sorry“.

All das ist schön und vielleicht auch notwendig für eine Kurzprosa, die hier und heute ausgezeichnet werden soll, aber nicht hinreichend.

Denn „Unter Wasser“, und damit bewege ich mich auf die Frage der Vielschichtigkeit zu, die der Titel, wie erwähnt, schon andeutet – worauf genau da verwiesen wird, das zu entscheiden überlasse ich Ihnen –, „Unter Wasser“ ist ein Text, der sich in mehrfacher Hinsicht lesen bzw. verstehen lässt. Und mit diesem Aspekt möchte ich mich jetzt auseinandersetzen.

Aber Sie zuvor, denn Sie haben ja in ein paar Minuten die Möglichkeit, die Lesarten, die ich Ihnen nahe bringen will, zu überprüfen, darauf hinweisen, dass der Boden für einen solchen Reichtum natürlich durch nichts anderes als Gestaltung und vor allem Sprache bereitet wird, hier eine in gleichem Maß bewusste, und ausgesprochen kunstsinnige, Verknappung der Sprache wie auch eine Reduktion des Interieurs dieser kurzen Geschichte von Leonid und „dem Kind“.

Zunächst und zuallererst lässt sich die Erzählung „Unter Wasser“ als realistische lesen, als Geschichte von einem Mann vielleicht mittleren Alters, der aus einem wohl osteuropäischen Land nach Deutschland gekommen ist, um in dem ihm unvertrauten Land zu arbeiten und für ein Kind zu sorgen, das nicht unbedingt *sein* Kind zu sein scheint, mit ihm, Leonid, aber in einer sonderbaren

Schicksalsgemeinschaft unter wenig behaglichen Umständen eher haust als lebt. Wobei nicht nur Leonid für das Kind, sondern auch umgekehrt das Kind für ihn sorgt, obwohl es offenkundig krank ist.

Ich möchte nicht zuviel verraten, denn Sie werden die Geschichte ja hören, aber vielleicht immerhin sagen, dass mich, lege ich diese Lesart zugrunde, ganz besonders Leonids Gleichmütigkeit – und eben nicht: Gleichgültigkeit – beeindruckt hat, eine Gleichmütigkeit, die in meinen Augen nicht allein einen Wesenszug des Protagonisten ausmacht, sondern darüber hinaus seine einzige Chance ist, sich seinem Schicksal gegenüber zwar weder sperrig und stur noch nachgiebig und passiv zu zeigen, das Leben, das ihm aufgegeben ist, aber zu meistern, indem er es erträgt und dabei das Notwendige ohne zu murren und wie selbstverständlich in die Wege leitet.

Und damit bin ich schon bei meiner zweiten Lesart, die ich Ihnen heute Abend anbieten möchte.

Ein Geschehen vor dem Hintergrund einer realistischen Folie bleibt zwar auch in diesem Fall erhalten, aber das, was die Geschichte offenbart – oder immerhin offenbaren kann –, weist darüber hinaus.

Indem uns diese seltsame Schicksalsgemeinschaft in einer großen und gegen eine große Stadt in einem unbekanntem Land vorgestellt und indem uns zugleich Leonid in seinem Gleichmut nahegebracht wird, ohne dessen eigene Geschichte, seine Vorgeschichte, in allen Aspekten auszuerzählen, vielleicht auch indem sowohl ihm wie auch dem Kind ein Geheimnis gelassen wird, gerät die kurze Prosa „Unter Wasser“ unversehens zu einem Gleichnis, einer Metapher auf die Fremde, die Unbehaustheit an sich. Doch nicht nur das: eingeschrieben ist dem Text auch ein starkes Gefühl der Sorge um jemand anderen, der unbedingten Hilfe und Zuwendung.

Auch dieser Aspekt wird ins Allgemeine verlängert, aber zum Glück nicht auf eine Weise überhöht, die die Erzählung zu einer Parabel derart werden ließe,

dass sich dem Leser eine Lehrhaftigkeit unangenehm aufdrängt. Im Gegenteil, alles bleibt offen und am Ende eigenartig unbestimmt, was die Qualität des Textes noch steigert.

Wodurch erreicht die Autorin Moira Frank diesen Anflug des Gleichnishaften, ohne uns, die Leser, mit einer Lehre zu bedrängen?

Indem sie mit Aussparungen arbeitet und die Ausstattung, durch die sich Leonid auf seiner Reise durchs Unbekannte bewegt, bewusst karg hält, indem sie die Stadt, in der die Handlung angesiedelt ist, nicht ausmalt, sondern mit wenigen Strichen – die Unterkunft: eher Behausung, das Krankenhaus, die Straßenbahn – nur soweit als nötig skizziert.

Dadurch werden die Orte und Schauplätze über ein konkretes Sosein hinaus zu allgemeinen Kennzeichen einer fremden und den Fremden, hier Leonid, in ihrer kalten Gleichgültigkeit bedrückenden Stadt.

Ein bisschen ist es, als sei der Protagonist in einer Puppenstube unterwegs, aber in einer Puppenstube ungeheurer und deshalb unheimlicher Größe.

Und damit bin ich bei meiner dritten Lesart – ohne mir einbilden zu wollen, die Erzählung sei damit ausgeschöpft –, die sich für mich aus der Geschichte ergibt.

Vor allem, wenn ich den Text ein drittes und viertes und fünftes Mal lese, wirkt er auf mich wie die Darstellung eines Traums, eines bösen Traums, einer seltsam surrealen Welt, durch die sich zu bewegen Leonid und mit ihm wir als Leser gezwungen sind.

Zwar scheint das Geschehen den Ausgangspunkt in der uns durchaus vertrauten Wirklichkeit zu haben, ein Mann kommt von der Arbeit, ein Kind erwartet ihn, sie essen und so weiter, aber dann steht auf einem Gang, gleich einem ungunen Omen, ein möglicherweise behindertes, eventuell bloß verwaorlostes Mädchen; und obwohl sich dieses Mädchen ohne Schwierigkeit in die Realität, die der Text aufspannt, einordnen ließe, wirkt es doch wie ein Geist, wie ein Gespenst,

ein Nachtmahr, durch dessen Auftauchen allein, für das ein Grund nicht vorzuliegen scheint, sich Ungutes ankündigt.

Und wie in einem Traum, der in Sprüngen voranschreitet und dennoch die Fäden lose miteinander verbunden hält, ohne dass Kausalität streng gewahrt bleibt, wird Leonid – und man hat den Eindruck: wider jeden guten Grund – in ein Gefährt steigen, das ihn von dem Ort, an dem er doch warten und ausharren soll, fortträgt durch den Schnee und die Nacht zu einem einsamen Endpunkt, trostlos im ersten Moment wie im bedrückenden Traum.

Ich könnte Ihnen noch weitere Möglichkeiten einer Lesart von „Unter Wasser“ nahe bringen; aber ich möchte das Feld nun der preisgekrönten Autorin Moira Frank überlassen und ihrem schönen Text.

Zum Abschluss nur noch soviel: Das, denke ich, macht Literatur, die als solche verstanden sein will, aus: Dass wir, die Leser, uns ihr auf mehrfache Weise nähern und sie in unterschiedlicher Art lesen und verstehen können.

Viel Vergnügen mit Moira Frank!

*(Michael Wildenhain, 10. Dezember 2013, Literaturhaus Berlin)*